

JÜRGEN LEHMANN

»DENN ER WAR UNSER!«

Anmerkungen zu einem ›historischen‹ Schiller

Ulrich Fülleborn zum 90. Geburtstag

Denn er war unser! Mag das stolze Wort  
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!  
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,  
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.  
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort  
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,  
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,  
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

[...]

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,  
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,  
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,  
In seinem Kreise willig festgebannt:  
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,  
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.  
So feiert *ihn*! Denn was dem Mann das Leben  
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren –  
[...] – von uns sich weggekehrt!  
Wir haben alle segensreich erfahren,  
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;  
Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,  
Das Eigenste, was ihm allein gehört.  
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,  
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bdn., 8. Aufl., Hamburg 1966, Bd. 1, S. 257-259.

Die zitierten Verse sind Bestandteil des *Epilogs zu Schillers »Glocke«*, mit dem Johann Wolfgang Goethe dichterisch auf Schillers Tod am 9. Mai 1805 reagierte, einem Ereignis, das ihn tief erschüttert hatte und auch deshalb immer wieder Anlass eines mit Schmerz verbundenen Gedenkens geworden ist, in den *Annalen*, in den in Terzinen gefassten Reflexionen anlässlich der Betrachtung von Schillers Schädel (*Im ernstest Beinhaus war's*) oder – besonders intensiv und nachdrücklich – im zitierten *Epilog*. Der Ende Juli 1805 entstandene, in der Endfassung aus dreizehn Stansen – also achtzeiligen Strophen – bestehende Text war Bestandteil verschiedener »Gedächtnisfeste«, während derer die *Glocke* in Verbindung mit Passagen aus Schillers Dramen szenisch inszeniert wurde. Goethes *Epilog* bildete den Abschluss solcher Gedenkfeiern. Diese »Gedächtnisfeste« fanden anlässlich von Schillers Tod 1805, 1810 und 1815 im Theater in Lauchstädt und in Weimar statt, was unter anderem auch die verschiedenen Fassungen des *Epilogs* erklärt. Dieser sollte außerdem innerhalb eines Oratoriums mit dem Titel *Schillers Totenfeier* seinen Platz finden, was aber nicht realisiert werden konnte, unter anderem weil Goethes Freund Zelter die musikalische Gestaltung nicht übernehmen wollte bzw. konnte.

Abgesehen vom Motto, das die Schlussverse der *Glocke* zitiert (»Freude dieser Stadt bedeute, Friede sei ihr erst Geläute«), hat Goethes Text zunächst wenig mit Schillers *Lied von der Glocke* zu tun. Im Vordergrund und im Zentrum steht der *Autor* des Liedes, steht Friedrich Schiller, dessen früher Tod den Freund zu einem bewegten und bewegenden Nachruf veranlasst, in dessen Rahmen und Verlauf der *Epilog* zum Epitaph, zum sprachlichen Gedenkstein wird.

Goethes *Epilog* skizziert Schillers geistige und künstlerische Entwicklung, verweist auf dessen vielfältige Tätigkeiten als Dichter, Historiograph, Philosoph. Er charakterisiert die Person, den scharfsinnigen, kommunikativen, aber auch den leidenden Dichter, benennt dessen Begabungen, schildert Schillers Art zu arbeiten, betont die vielfältigen positiven Wirkungen von dessen Werk in Literatur und Gesellschaft. Goethe zieht dabei alle rhetorischen und poetischen Register, unter anderem mit Anleihen bei der Bibel, die Schiller zum einen als Komet, als Leitstern, als Stern von Bethlehem und zum andern als mit Christus vergleichbaren, irdische Schwere und Tod überwindenden Schmerzensmann erscheinen lassen, Charakteristika, deren Nachwirkungen noch in den Schiller-Bildern des Goethe-Verehrs Thomas Mann, zum Beispiel in dessen Essays *Schwere Stunde* und *Goethe und Tolstoj* zu erkennen sind.

Zum kunstvollen Dichterbild wird der *Epilog* allerdings nicht nur durch diese stilisierende Beschreibung, sondern auch durch seine polyphone Struktur: Goethe vergegenwärtigt Schiller indem er dessen Sprechen auf-

bzw. nachklingen lässt, im offenen und verdeckten Zitat, im sprachlichen Gestus und anderem. Eine weitere Besonderheit dieses Schiller-Nachrufes besteht in der Akzentuierung des Wirkungsaspektes. Das geschieht in zweifacher Weise: Zum einen in der Charakterisierung Schillers als bedeutsamen Vertreter einer Wirkungsästhetik, welche Dichtkunst dominant als Handlung versteht, zum anderen in der Darstellung und Benennung der Wirkungen von Schillers Werken, die – das ›Gute wirken‹, es befördernd – lebensbezogen, geschichtsbewegend sind. Goethe charakterisiert dabei das Werk des verstorbenen Freundes als Form sprachlichen Handelns, das auch ein geschichtliches Handeln ist, zum einen, weil es Orientierung für gegenwärtiges moralisches Handeln anbietet, zum anderen, weil es Zukünftiges antizipiert, Zukünftiges, das – der Gegenwart noch verborgen – im Verlauf einer den kommenden Zeitaltern als Aufgabe zugedachten aktiven, schöpferischen Schiller-Rezeption erkennbar werden wird.

Ausgehend von dieser Akzentuierung von Wirkung und daraus resultierender Nachfolge wird nun Goethes *Epilog* selbst zur sprachlichen Handlung. Sprachliche Handlung ist er zunächst in seiner Eigenschaft als Rollengedicht, als Bestandteil der erwähnten Inszenierungen in Lauchstädt und Weimar, in deren Rahmen Schillers *Lied von der Glocke* und Goethes *Epilog* zu einem Gesamtkunstwerk verschmelzen, das zugleich Memorial ist. Hier und noch stärker im geplanten Oratorium *Schillers Totenfeier* soll der Dichterfreund Gegenstand, Ausgangspunkt und movens der erwähnten – wie es Goethe nennt – »Gedächtnisfeste« sein. Sprachliche Handlung ist der Text aber vor allem auf Grund der in ihm angelegten perlokutionären, der wirkungsbezogenen Bestandteile. Die Spezifik des gezeichneten Dichterbildes, das Pathos der rühmenden *und* erschütternden Rede sowie deren appellative Bestandteile präfigurieren eine Form des Gedenkens, die zugleich Identifizierung *und* Nachfolge einfordert. Es ist bezeichnend, dass Goethe in seinem *Epilog* nicht so sehr den *Verlust* Schillers beklagt, sondern auf seine *Präsenz* insistiert. Die das Gedicht strukturierende dreimalige Wendung »Denn er war unser«, deren Eindringlichkeit Ausrufezeichen nachhaltig betonen, wird in der Schlusstrophe zum »So bleibt er uns«, ein Hinweis auf Existenz *und* Präsenz dessen, was diesen Autor ausmacht, und zwar im *Ganzen* des Volkes, des »Vaterlandes«, wie es in der ersten Fassung von 1805 heißt. Garant dieser Existenz und Präsenz ist die Feier: »So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben | Nur halb erteilt, soll ganz die *Nachwelt* [Hervorhebung J.L.] geben«. Die Feier, die das Alltägliche, das »Gemeine«, aber auch den Tod im Rahmen einer rituellen Handlung überwindet, garantiert, dass ›Schiller uns bleibt‹, dass er nicht vergessen wird.

Von Interesse ist nun, dass dieser Aspekt der Gedächtnisfeier und einer darauf gründenden identifikatorischen Nachfolge von Goethe im Verlauf der Arbeit am Epilog immer stärker akzentuiert wird. In den zwischen 1805 und 1815 vorgenommenen Veränderungen des Textes, die – neben signifikanten Umformulierungen – vor allem zu einer Erweiterung um immerhin zwei Stanzas führen, wird erkennbar, wie Schiller für Goethe zu einer mehr und mehr Objektivität gewinnenden *historischen* Person wird: nicht mehr die Gestalt des *gerade* verstorbenen Freundes, sondern dessen *Nachwirkung* in der Geschichte steht im Vordergrund. Dem korrespondiert, dass die eine der hinzugefügten Stanzas nun dem Historiker Schiller gewidmet ist, ein Aspekt, der in der 1. Fassung noch keine Rolle gespielt hatte. Im Rahmen der Akzentuierung des historischen Schiller wird Schiller zum dauernden Besitz einer Gemeinschaft erklärt, besonders betont das die erst in die Schlussfassung von 1815 eingefügte letzte Stanze.

Die genannten Veränderungen des Goetheschen Epilogs sind also nicht zufällig. Im Verlauf dieser Modifizierungen verändert sich der Nachruf mehr und mehr zur Handlung bzw. zur Handlungsanleitung. Goethes Text wird, – wie die Schillerfeiern ab 1859 bis weit ins 20. Jahrhundert zeigen – zwar nicht zum alleinigen, aber wichtigen Ausgangspunkt einer Gedächtniskultur, die in ungewöhnlich starkem Maße als tragender Bestandteil eines nationalen Identitätsdiskurses erscheint. Begründet durch die Autorität seines Autors wird Goethes Epilog zu Schillers »Glocke« zu einem geradezu kanonischen Schiller-Denkmal. Die individuelle, persönliche Erinnerung an den toten Freund mutiert im Rahmen ihrer sprachkünstlerischen Objektivierung zum Bestandteil einer kollektiven Gedächtnisarbeit, deren Spuren sich ungewöhnlich tief und nachhaltig in Sprache und Bewusstsein der Deutschen eingegraben haben.

Auf Grund der skizzierten Merkmale darf Goethes *Epilog zu Schillers »Glocke«* als geradezu beispielhaft für die sprachlich-interaktive Formung einer Gedächtniskultur gelten, die – wie die kulturwissenschaftlichen und komparatistischen Forschungen der vergangenen zwei Jahrzehnte in besonders einsichtiger Weise belegen<sup>2</sup> – zu den entscheidenden Voraussetzungen und Bedingungen bei der Ausbildung und Stabilisierung eines kollektiven Bewusstseins gehört. Die Stabilisierung dient bürgerlichen, später auch proletarischen Schichten im 19. Jahrhundert der sozialen Identitäts-

<sup>2</sup> Das betrifft u.a. die auf Arbeiten des Soziologen Maurice Halbwachs aufbauenden und sie weiterführenden Schriften von Jan und Aleida Assmann; z.B. Jan Assmann, Tonio Hölscher (Hrsg.), *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt/M. 1988; Aleida Assmann, *Arbeit am nationalen Gedächtnis. Eine kurze Geschichte der deutschen Bildungsidee*, Frankfurt/M. u.a. 1993; dies., *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999.

findung und Identitätsbewahrung, der Festigung gemeinsamer Wertvorstellungen und der Legitimierung kultureller Ansprüche; erreicht wird dies durch Denkmäler verschiedenster Art, auch durch die erwähnten, bestimmten Dichtern gewidmeten Gedenkfeiern, die – wie die Schillerfeiern seit 1859 zeigen – im geradezu besitzergreifenden Zugriff auf bestimmte Sachverhalte, Daten, Personen aus der Vergangenheit die Gegenwart zu deuten und die Zukunft zu entwerfen versuchen. In dieser Eigenschaft ist das literarische Gedenken nicht nur individuelle Erinnerung von Vergangenen, sondern – im Aktivieren eines kollektiven Gedächtnisses – auch Standortbestimmung und Handlungsorientierung. Es ist eine Standortbestimmung, die auch mit einem Nach-Denken über Voraussetzungen, Möglichkeiten, Formen und Funktionen gesellschaftlichen Handelns verbunden ist, in dessen Rahmen und Verlauf Tradiertes neu gesehen, bislang Geltendes kritisch befragt, Erwartungshorizonte revidiert werden.

Dass gerade ein Gedenken an Schiller in diesem Zusammenhang von Interesse ist, möchte ich mit den folgenden Ausführungen demonstrieren.

Die Verbindung von Gedächtnisarbeit und Standortbestimmung ist gerade im Kontext der Schiller-Feiern 2005 und 2009 besonders naheliegend, weil im Rahmen dieser Feiern eines Dichters und Philosophen gedacht wird, der Gegenwärtiges immer wieder in Bezug auf Vergangenes gesehen und gedeutet hat, der also in besonderer Weise dem Historischen verpflichtet ist, der historisch orientiert gedacht und gearbeitet hat, als Ästhetiker und Dramenautor ebenso wie als Geschichtsphilosoph und Historiograph. Schiller hat sich zeit seines Lebens mit historischen Themen und Fragestellungen auseinandergesetzt: *theoretisch* von der dritten Dissertation (*Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen*), über die Jenaer Antrittsvorlesung *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?*, über die *Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung*, über die *Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs*, über die *Sammlung historischer Memoires* bis hin zu Schriften wie *Über naive und sentimentalische Dichtung – poetisch* in einer Vielzahl von Gedichten wie *Die Künstler*, *Der Spaziergang*, Balladen etc. und Dramen, von der *Verschwörung des Fiesco zu Genua* über *Don Karlos*, *Maria Stuart*, *Wallenstein*, *Wilhelm Tell* bis zum unvollendeten *Demetrius*. Auffallend dabei ist, dass diese Arbeiten vornehmlich historische Sachverhalte betreffen, die in den Augen Schillers für die *eigene* Gegenwart von unmittelbarer Bedeutung waren: Das gilt für die aus konfessionellen Konflikten hervorgehenden bürgerlichen Emanzipationsbestrebungen zu Beginn der Neuzeit, zum Beispiel in den Niederlanden, ebenso wie für die sich aus dem Dreißigjährigen Krieg ergebende

Neuordnung Europas im Kontext der Friedensverträge von Münster und Osnabrück.<sup>3</sup> Geprägt ist eine Vielzahl dieser Schriften vom Bewusstsein, sich in einer Epoche des Übergangs, sich in einer historischen Schwellensituation zu befinden. Diese Situation zu bestimmen, die Gegenwart, die Moderne im Rahmen dieser historischen Tätigkeit in Relation zu Vergangenheit und Zukunft zu definieren und die von vielen Zeitgenossen als partiell, als zufällig, bruchstückhaft, zerrissen und willkürlich empfundenen historischen Abläufe als sinnvolles Ganzes zu denken und zu gestalten ist die Intention des Historikers Schillers – im Entwurf einer Universalgeschichte in den Schriften der späten 80er und frühen 90er Jahre ebenso wie in den – davon freilich stark differierenden – ab 1793 erschienenen ästhetisch-geschichtsphilosophischen Schriften.

Innerhalb dieses ohnehin schon eminent geschichtsorientierten Lebenswerkes gibt es eine Phase, während derer die Auseinandersetzung mit der Geschichte dominierend wird, und das ist die Zeit zwischen 1787 und 1792, eine Zeit, während derer sich das erwähnte Schwellen- bzw. Krisenbewusstsein in ganz Europa zunehmend verstärkt, wobei die Ereignisse der französischen Revolution natürlich besonders wirksam sind. Bereits 1786 (15.4.) hatte Schiller gegenüber dem Freund Körner geäußert, er »würde ein ganz anderer Kerl sein«, wenn er zehn Jahre lang hintereinander hätte Geschichte studieren können.<sup>4</sup> Kurze Zeit später beginnt er mit diesem intensiven Studium. Schiller hat während dieser fünf Jahre bewusst auf die Arbeit an literarischen Projekten verzichtet, entsprechend distanziert, ja stiefmütterlich ist diese als »graue Zone« oder als »Zeit des Übergangs« bezeichnete Phase lange von der Literaturwissenschaft behandelt worden. Gleiches gilt übrigens für die Geschichtswissenschaft, die – insbesondere im Gefolge der negativen Beurteilung des Historikers Schiller durch namhafte Vertreter des Historismus wie Ranke, Niebuhr, Janssen und andere – den historischen Schriften Schillers lange Zeit wenig Beachtung geschenkt hat.<sup>5</sup> Zwar hat Golo Mann gemutmaßt, die Literaturwissen-

<sup>3</sup> Vgl. dazu: Manfred Riedel, Europa in Schillers Konzept der Universalgeschichte, in: Otto Dann, Norbert Oellers u. Ernst Osterkamp (Hrsg.), Schiller als Historiker, Stuttgart, Weimar 1995 (im Folgenden: Dann 1995), S. 29-58, bes. S. 48 u. 49.

<sup>4</sup> Schillers Werke. Nationalausgabe, begr. v. Julius Petersen, fortgef. v. Liselotte Blumenthal u. Benno von Wiese, hrsg. im Auftr. der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar (Goethe- und Schiller-Archiv) und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach v. Norbert Oellers u. Siegfried Seidel (im Folgenden: NA), Bd. 24, S. 45.

<sup>5</sup> Zur wechselvollen Einschätzung des Historikers Schiller vgl.: Horst Walter Blanke, Vereinnahmungen: »Schiller als Historiker« in der Historiographiegeschichte der letzten 150 Jahre, in: Michael Hofman, Jörn Rüsen, Mirjam Springer (Hrsg.), Schiller und die Geschichte, München 2006, S. 104-123.

schaftler wollten Schiller den Historikern nicht überlassen;<sup>6</sup> aber letztere wollten den Historiker Schiller eigentlich auch nie haben. Wie viele vor ihm hat auch Golo Mann Schiller als Autor historischer Dramen höher eingeschätzt als Geschichtsschreiber. So ist lange Zeit übersehen worden, wie wichtig diese Schwellenzeit zwischen Früh- und Spätwerk für Schiller gewesen ist, als Standortbestimmung in Bezug auf eine Schiller betreffende Moderne, als Erweiterung des historischen Wissens *und* auch als Voraussetzung seines späteren dichterischen und ästhetischen Schaffens, insbesondere natürlich in Gestalt der nach 1790 entstehenden historischen Dramen.<sup>7</sup>

Neben äußeren Beweggründen, die vor allem Gelderwerb und feste Anstellung betreffen, sind es zunächst ästhetische Aspekte, insbesondere das Verhältnis von historischem Stoff und dessen künstlerischer Gestaltung, die Schiller – auch im Kontext der zögerlichen und distanzierten Aufnahme des *Don Karlos* durch das Publikum – zu einer neuen Sicht der Geschichte bewegen. Er muss erkennen, dass er bislang mit seinen historischen Vorlagen zu nachlässig umgegangen ist.

Im Gegensatz dazu kommt Schiller nun zu der Erkenntnis, dass er die realen historischen Grundlagen zu wenig beachtet hat, dass er – wie es in einem späteren Brief an Wilhelm von Humboldt heißt – »die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht« habe.<sup>8</sup> Geschichte soll nicht nur als Staffage betrachtet werden, vielmehr ist Schiller nun bestrebt, sein historisches Wissen zu vermehren und zu vertiefen, um so Beweggründe, Formen und Funktionen moralischen und gesellschaftlichen Handelns zu erkennen – Grundlage für seine schriftstellerische Tätigkeit sowohl im Bereich der Historiographie als auch der Dichtung.

Ende 1787, Anfang 1788 wendet sich Schiller ganz der Geschichte zu. Er konzentriert sich während dieser Jahre ganz auf historische Studien, arbeitet bis zwölf Stunden am Tag, lesend und schreibend, eine Tätigkeit, die ihn zunehmend befriedigt (Brief vom 19.12.1787 an Körner):

Alles macht mir hier seine Glückwünsche daß ich mich in die Geschichte geworfen und am Ende bin ich ein solcher Narr, es selbst für vernünftig zu halten. Wenigstens versichre ich Dir, daß es mir ungemein viel Genuss bei der Arbeit gibt, und daß auch die Idee von etwas *solidem* (das

<sup>6</sup> Golo Mann, Schiller als Historiker, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 4, 1960, S. 109.

<sup>7</sup> Umfassend zu Schillers historiographischen Arbeiten hat sich geäußert: Thomas Prüfer, Die Bildung der Geschichte. Friedrich Schiller und die Anfänge der modernen Geschichtswissenschaft, Köln u.a. 2002.

<sup>8</sup> NA 28, S. 204.



heißt, etwas, das ohne Erleuchtung des Verstandes dafür gehalten wird) mich dabei sehr unterstützt, denn bis hieher war ich doch fast immer mit dem Fluche belastet, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt hat.<sup>9</sup>

Als unmittelbares Ergebnis dieser intensiven Arbeit, die Schillers finanziell-materielle Situation verbessern, seine gesundheitliche Verfassung aber nachhaltig verschlechtern wird, sind die bereits genannten großen historiographischen Schriften sowie eine Reihe kleinerer einschlägiger Texte entstanden. Sie alle bezeugen den Willen, in die gegen Ende der Aufklärung von Autoren wie Kant, Schlözer, Gatterer, Herder und andere geführte Diskussion über Fragen nach der Deutung und Gestaltung von Geschichte aktiv und richtungsweisend einzugreifen und darüber hinaus für sich selbst Klarheit über das Verhältnis von Historiographie und Dichtkunst zu gewinnen. In einem der wichtigsten und bekanntesten Briefe zu dieser Thematik vom 7. Januar 1788 hat Schiller dies gegenüber Körner mit folgenden Worten nachdrücklich artikuliert:

Deine Geringschätzung der Geschichte kommt mir unbillig vor. Allerdings ist sie [die Geschichte, J.L.] willkürlich, voll Lücken und sehr oft unfruchtbar, aber eben das willkürliche in ihr könnte einen philosophischen Geist reitzen, sie zu *beherrschen*; das leere und unfruchtbare einen schöpferischen Kopf herausfordern, sie zu befruchten und auf dieses Gerippe Nerven und Muskeln zu tragen. Glaube nicht, daß es viel leichter sey, einen Stoff auszuführen, den man sich selbst gegeben hat, als einen, davon gewisse Bedingungen vorgeschrieben sind. Im Gegentheil habe ich aus eigenen Erfahrungen, daß die uneingeschränkteste Freiheit, in Ansehung des Stoffs, die Wahl schwerer und verwickelter macht, daß die Erfindungen unserer Imagination bei weitem nicht die Autorität und den Credit bei uns gewinnen, um einen dauerhaften Grundstein zu einem solchen Gebäude abzugeben, welche uns Fakta geben, die eine höhere Hand uns gleichsam ehrwürdig gemacht hat, d.h. an denen sich unser Eigenwille nicht vergreifen kann. Die philosophische innere Notwendigkeit ist bei beiden gleich; wenn eine Geschichte, wäre sie auch auf die glaubwürdigsten Chroniken gegründet, nicht geschehen seyn *kann*, d.h. wenn der Verstand den Zusammenhang nicht einsehen kann, so ist sie ein Unding; wenn eine Tragödie nicht geschehen seyn *muß*, sobald ihre Voraussetzungen Realität enthalten, so ist sie wieder ein Unding.

Über die Vortheile beider Arten von Geistesthätigkeit ist nun vollends keine Frage. Mit der Hälfte des Werths den ich einer historischen

<sup>9</sup> NA 24, S. 184 u. 185.



Arbeit zu geben weiß, erreiche ich mehr Anerkennung in der sogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt als mit dem größten Aufwand meines Geistes für die Frivolität einer Tragödie.

[...]

Wenn es Nothdurft, ist, die Geschichte zu lernen, so hat derjenige nicht für den Undank gearbeitet, der sie aus einer trockenen Wissenschaft in eine reizende verwandelt, und da *Genüsse* hinstreut, wo man sich hätte gefallen lassen müssen, nur *Mühe* zu finden. Ich weiß nicht, ob ich Dir meine Ideen klar gemacht habe; aber ich fühle, daß ich die Materie mit überzeugtem Verstande verlasse.<sup>10</sup>

Der mit diesen Zeilen formulierte Anspruch, die Geschichte zu beherrschen, ist eine Nobilitierung der Historiographie im Kontext künstlerischen Handelns, lässt aber auch erkennen, dass Geschichtsschreibung intensive sprachliche Auseinandersetzung mit einer sich in sprachlichen Zeugnissen offenbarenden Geschichte und damit eine bestimmte Form kommunikativen Handelns darstellt. Die über die Kontrastierung von Willkür und Geist laufende Argumentation weist voraus auf die die späteren ästhetischen Schriften dominierende Dichotomie Trieb – Vernunft, deren Auflösung im Rahmen eines selbstbestimmten künstlerischen Handelns geschieht. Der Geschichtsforscher handelt beherrschend, weil er schöpferisch handelt, indem er einer sich zerrissen, zufällig, vernunftlos präsentierenden Geschichte einen Sinn unterlegt und mit Hilfe dieser Sinnzuweisung die Gegenwart definiert. Erst im Verlauf eines solchen Handelns wird die Geschichte als ein strukturiertes, zusammenhängendes Ganzes erfahrbar gemacht, in dessen Rahmen aber auch das scheinbar Einzelte, Willkürliche Bedeutung gewinnt, das Datum nun Ereignis, das Faktum zum Kettenglied einer alles umfassenden Einheit wird. Anders als der imaginierende Dichter ist der Historiograph allerdings noch stärker dem Gegenstand verpflichtet, eine Verpflichtung, die einer möglichen Willkür des sich mit der Geschichte schöpferisch auseinandersetzenden Subjekts die notwendigen Grenzen setzt. Darüber hinaus betont Schiller schon in diesem Brief den wirkungsbezogenen Aspekt historiographischen Handelns, im Hinweis auf die Verwandlung der trockenen in eine »reizende« Historiographie ebenso wie im Antizipieren möglicher Reaktionen in der »sogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt«. Bereits hier klingt an, was Schiller in den folgenden Jahren immer stärker beschäftigen wird: das Verständnis von Wissenschaft und Philosophie als schöpferischer Akt, in dessen Rahmen und Verlauf eine Vermittlung des Unterschied-

<sup>10</sup> NA 25, S. 2 u. 3.

lichen bzw. Entgegengesetzten, zum Beispiel von erkennendem Subjekt und zu erkennendem Gegenstand, möglich sein soll – eine Problematik, die sowohl die im Verlauf der folgenden fünf Jahre entstehenden historiographischen Schriften, als auch die ab 1792/93 veröffentlichten philosophisch-ästhetischen und dichterischen Arbeiten maßgeblich prägen wird.

Knapp eineinhalb Jahre nach diesem Brief an Körner wird Schiller diese Gedanken in der bekanntesten seiner historischen Schriften programmatisch ausformulieren, nämlich in der Jenaer Antrittsvorlesung *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?* Es ist ein Text, der Formen und Funktionen historischen Gedenkens, historischer Forschung, historiographischer Gestaltung orientiert an den Vorstellungen des erwähnten schöpferischen Beherrschens der Geschichte vorstellt, nun allerdings im Kontext der gegen Ende des 18. Jahrhunderts intensiv diskutierten Konzeption einer Universalgeschichte.

Die Antrittsvorlesung ist Ankündigung, programmatische Erklärung, wissenschaftstheoretische Reflexion und – in ihrer stark wirkungsbezogenen Diktion – auch Handlungsanleitung. Sie stellt ihren Gegenstand vor, fragt nach den Voraussetzungen seiner wissenschaftlichen Erschließung, benennt die Bedingungen und Gesetze seiner Darstellung und bestimmt – ausgehend vom Titel – den Zweck eines historischen Studiums. Darüber hinaus ist sie als Versuch lesbar, die Schiller betreffende Moderne, seine Gegenwart im Kontext eines universalhistorischen Entwurfs zu verorten und zu definieren.

Bereits der Titel benennt das dominierende Thema: im Zentrum von Schillers Ausführungen steht die allgemeine, die Universalgeschichte. Die Verwendung des Begriffs »Universalgeschichte« verweist – übrigens nicht nur bei Schiller – zunächst generell auf die Intention, das Vergangene als Einheit zu sehen, geprägt von einer bestimmten Ordnung kausaler, finaler, genetischer Art.<sup>11</sup> Von Wichtigkeit dabei ist – und das gilt nicht nur für Schillers Verständnis von Universalgeschichte – dass die Bestimmung dieses Ordnungsprinzips von der Gegenwart des Historiographen ausgeht. Schiller akzentuiert diesen Aspekt – darin noch ganz Aufklärer – in der Weise, dass er seine Gegenwart als positiv gesehenen Ziel- und Endpunkt der Geschichte versteht; spätere ästhetisch-geschichtsphilosophische Arbeiten werden eine völlig andere Wertung der Gegenwart artikulieren. Ausgehend vom ›So waren wir – Was sind wir jetzt‹<sup>12</sup> bestimmt Schiller seine Gegenwart als – positiv gesehenes – Resultat »aller vorhergegan-

<sup>11</sup> Vgl. dazu: Ulrich Muhlack, Schillers Konzept der Universalgeschichte zwischen Aufklärung und Historismus, in: Dann 1995 (Anm. 3), S.5-28.

<sup>12</sup> NA 17, S. 372.

genen Weltbegebenheiten«. Der »Universalhistoriker« schreibt die Geschichte allerdings nicht von ihren Ursprüngen her zur Gegenwart, sondern »rückt von der neuesten Weltlage aufwärts dem Ursprung der Dinge entgegen«. <sup>13</sup> Entscheidend für Auswahl und Deutung historischer Fakten ist also der Gegenwartsbezug: »Das Verhältniß eines historischen Datums zu der *heutigen* Weltverfassung ist es also, worauf gesehen werden muß, um Materialien für die Weltgeschichte zu sammeln.« <sup>14</sup>

Der Begriff des Universalen ist in Schillers Antrittsrede in Bezug auf verschiedene Aspekte ausdifferenziert: er artikuliert zunächst ein Verständnis von Geschichte als das alles, die »ganze moralische Welt« Umgreifende bzw. Einbegreifende, das nicht nur alle auf den Menschen und seine Entwicklung bezogene Handlungen und Ereignisse, sondern auch die darauf bezogenen Gedanken, Meinungen, Gefühle etc. umfasst. Der Begriff meint weiterhin die Existenz eines diese Handlungen, Fakten, Daten etc. verbindenden *einen*, dynamischen Prinzips, das die oben genannte Ordnung der Geschichte garantiert.

Begründet und erkennbar gemacht wird dieses Kohärenzprinzip durch den Universalhistoriker, der im Gegensatz zum empirisch arbeitenden, sich an Einzelheiten abarbeitenden »Brotgelehrten« die großen Zusammenhänge zu erkennen, zu deuten und zu gestalten vermag. Gerechtfertigt wird dies durch Schiller zunächst anthropologisch, im Rahmen eines Analogieschlusses vom Menschen auf die Geschichte:

Er [der Universalhistoriker, J.L.] nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus, und verpflanzt sie ausser sich in die Ordnung der Dinge, d.i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologisches Prinzip in die *Weltgeschichte*. <sup>15</sup>

Die durch Vernunft garantierte innere Einheit des Menschen wird also auf historische Abläufe übertragen, wobei Schiller – wie bereits erwähnt – diese Einheit progressiv-dynamisch, als teleologisch geprägte Entwicklung versteht.

<sup>13</sup> Ebd., S. 372.

<sup>14</sup> Ebd., S. 371 u. 372.

<sup>15</sup> Ebd., S. 374. Zu den transzendentalphilosophischen Voraussetzungen dieser Überlegungen vgl.: Peter-André Alt, *Natur, Zivilisation und Narratio. Zur triadischen Strukturierung von Schillers Geschichtskonzept*, in: *Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge* 18, 2008, S. 530-545, bes. S. 539ff.

Diese Übertragung ist identisch mit einer Konstruktion, in deren Rahmen die Geschichte nicht mehr als »Aggregat von Bruchstücken«,<sup>16</sup> sondern als System erscheint:

So würde denn unsre Weltgeschichte nie etwas anders als ein Aggregat von Bruchstücken werden, und nie den Nahmen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt also kommt ihr der philosophische Verstand zu Hülfe, und, indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüths, ...<sup>17</sup>

Universalgeschichte ist also Konstruktion, und zwar eine Konstruktion, die systematisiert *und* vervollständigt. Ausgehend vom oben genannten Analogieschluss geschieht dies aber nicht (mehr) orientiert am Prinzip der Kausalität: nicht mehr die blinde, mechanische Relation von Ursache und Wirkung, sondern die von Mittel und Absicht ist bestimmend:

Je öfter also und mit je glücklicherm Erfolge er [der Universalhistoriker, J.L.] den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: desto mehr wird er geneigt, was er als *Ursache* und *Wirkung* in einander greifen sieht, als *Mittel* und *Absicht* zu verbinden. Eine Erscheinung nach der andern fängt an, sich dem blinden Ohngefähr, der gesetzlosen Freyheit zu entziehen, und sich einem übereinstimmenden Ganzen (das freylich nur in seiner Vorstellung vorhanden ist) als ein passendes Glied anzureyhen.<sup>18</sup>

Die Abkehr vom Prinzip der Kausalität zugunsten einer teleologisch orientierten Konstruktion von Geschichte ermöglicht zumindest ansatzweise eine Akzentuierung der Geschichte als »moralischer Welt«, als Ergebnis des vernunftbestimmten Handelns von Menschen, deren Resultat und Ziel eine von Schiller hier – im Rahmen der Antrittsvorlesung – positiv gesehene, von den Prinzipien der Freiheit und Selbstbestimmung geprägte Gegenwart ist. Das erklärt unter anderem auch, warum historische Umbrüche wie Aufstände und Revolutionen im Zentrum der historiographischen Arbeit Schillers stehen, also zum Beispiel *Die Geschichte des Abfalls*

<sup>16</sup> NA 17, S. 373. Hier gibt es bis hin zur Wortwahl Übereinstimmungen mit Kants *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* und *Mutmaßlicher Anfang der Menschheitsgeschichte*. Vgl. dazu den in Anm. 11 vorgestellten Beitrag von Ulrich Muhlack, bes. S. 20f.

<sup>17</sup> NA 17, S. 373.

<sup>18</sup> Ebd., S. 373.

*der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung*. Vornehmlich an diesem Text ist auch erkennbar, dass für Schiller dieser Aspekt der Selbstbestimmung bei der konkreten historiographischen Darstellung dominant ist: im Zentrum steht zum Beispiel nicht die theologisch-religiöse Auseinandersetzung zwischen Katholiken und Protestanten im 16. Jahrhundert, sondern das bürgerliche Streben nach Selbstbestimmung und nach Emanzipation von Katholizismus, Fremdherrschaft und feudaler Gesellschaftsordnung.

Auch das im Brief an Körner angekündigte Beherrschen der Geschichte, die schöpferische Auseinandersetzung mit der Geschichte in Gestalt von deren philosophischer Konstruktion ist ein Akt der Selbstbestimmung. Das gilt für deren Studium, noch mehr aber für die Historiographie. Der Geschichtsphilosoph und der Historiograph erforschen und gestalten die Historie aus innerem Antrieb und Bedürfnis, Trieb und Verstand gehen auch hier eine Synthese ein, eine Form selbstbestimmtes Handelns, das, eben nicht außengeleitet, *sich selbst* fortschreibt. Als solches ist es Bestandteil und movens der Universalgeschichte, die von Schiller in der Antrittsvorlesung als eine Fortschritts-, als eine Emanzipationsgeschichte der Gattung Mensch zur Freiheit verstanden wird. Zugleich wird mit Hilfe einer solchen auf Vervollkommnung und Systematisierung ausgerichteten Konstruktion von Universalgeschichte der Einzelmensch zum Gattungswesen, sein Denken und Handeln als repräsentativ für moralische Gesetzmäßigkeiten erklärt. Dies wiederum ist eine der Voraussetzungen dafür, dass Schiller auch kollektive Subjekte wie Volk oder Nation als Subjekte historischen Handelns vorstellen kann, so wie er es kurz zuvor bereits in der erwähnten ersten großen historiographischen Schrift *Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung* getan hatte (1788).

Die auf Systematik und Kohärenz ausgerichtete gedankliche Konstruktion von Geschichte hat es freilich mit zwei Problemen zu tun: das eine betrifft den Zugang zur Vergangenheit, das andere bezieht sich auf die Darstellung des universalhistorischen Zusammenhangs. Das erste Problem, also die Gewinnung, Prüfung und Würdigung der einzelnen realen Daten, Fakten, Ereignisse, Handlungen etc. nötigt den Universalhistoriker, wie er von Schiller in der Antrittsvorlesung vorgestellt wird, ähnlich wie Schillers »Kollegen« Gatterer, Schlözer oder Herder Quellenstudium und Quellenkritik zu betreiben, will er dem selbst gewählten Anspruch gerecht werden, als Historiker (gegenüber dem Dichter) den Begebenheiten »keine Gewalt anzutun«. Auch Schiller kann also nicht darauf verzichten, über die Art des Zugangs zur Vergangenheit zu reflektieren, ist er doch – wie erwähnt – gerade in dieser Phase seines Schaffens darauf bedacht, von der

rein idealistischen Konstruktion, von der bloß schönen Idealität wegzukommen. Formen eines Zugangs zu diesen Begebenheiten wie Erinnerung oder Gedächtnis behandelt er in der Antrittsvorlesung freilich nicht oder wie das Gedächtnis nur marginal und abwertend als Grundlage eines mechanischen, nur das Einzelne sehenden Zusammentragens von Fakten. Gleichwohl muss er der historischen Wahrheit und auch der Individualität der historischen Begebenheit gerecht werden, eine Erfordernis, die Schiller sieht, aber im Rahmen seines universalhistorischen Entwurfs bestenfalls andeuten kann. Gleichzeitig markiert gerade diese Problematik seine Position zwischen Aufklärung und Historismus, insbesondere die Differenz zu Herder.

Ein Ausweg aus dieser Problematik einer angemessenen Vermittlung zwischen konstruierender Historiographie und historischer Empirie wird nun in der Antrittsvorlesung zumindest angedeutet und das ist die Sprache. Relevant für den Universalhistoriker, den Geschichtsphilosophen, aber dann noch mehr für den Geschichtsschreiber Schiller ist der *sprachliche* Zugang zu den Fakten, Handlungen, Personen der Geschichte, eine Art Kommunikation mit der Vergangenheit. Die Geschichte *redet* zu dem Menschen, heißt es gleich zu Beginn der Antrittsvorlesung, und zwar zu allen und jedem – auch ein Aspekt des Universalen. Folglich sind allein die *sprachlichen* Quellen Ausgangspunkt und Grundlage des historischen Studiums und der historischen Darstellung. Es ist die Sprache, die Vergangenes sowohl bewahrt als auch weitergibt, tradiert. Die Sprachlichkeit der Welt, in der erkennendes, gedenkendes Subjekt und dessen Gegenstände gleichermaßen aufgehoben sind, ist die Grundlage und Voraussetzung des universal-historischen bzw. geschichtswissenschaftlichen Handelns, das unter diesem Gesichtspunkt eine bestimmte Form dialogischen Handelns ist. »Die Quelle aller Geschichte ist Tradition und das Organ der Tradition ist die Sprache. Die ganze Epoche *vor der Sprache*, so folgenreich sie auch für die *Welt* gewesen, ist für die *Weltgeschichte* verloren.« heißt es in der Antrittsvorlesung.<sup>19</sup>

In seinen historiographischen Arbeiten hat Schiller diese Maxime beherzigt, indem er in umfassender und kenntnisreicher Weise sprachliche Quellen zur Grundlage seiner Darstellungen von Geschichte macht: Arbeiten anderer Historiker, Chroniken, Biographien etc. Schillers intensives, ihn letztlich physisch überforderndes Quellenstudium ist hier im Einzelnen nicht darstellbar.<sup>20</sup> Ich will aber wenigstens ansatzweise auf in der

<sup>19</sup> Ebd., S. 370 u. 371.

<sup>20</sup> Vgl. dazu: Otto Dann, Schiller, der Historiker und die Quellen, in: Dann 1995 (Anm. 3), S. 109-126.

Schillerforschung bislang weniger beachtete sprachliche Formen des für Schiller wichtigen Erinnerens und Gedenkens verweisen und das sind die Autobiographien und Memoiren, Gattungen, die während des hier behandelten Zeitraumes in Deutschland ihre erste große Blütezeit erleben. Schiller behandelt diese sprachliche Form des Vergangenheitsbezugs nicht in der Antrittsvorlesung, sondern in seiner Eigenschaft als Herausgeber, insbesondere als Editor der von ihm zwischen 1788 und 1792 mitbetreuten *Sammlung historischer Memoires*.<sup>21</sup> Im »Vorbericht« zu dieser *Sammlung* verweist Schiller explizit auf den hohen historiographischen Wert solcher Erinnerungen:

Der Geschichtsforscher schätzt sie als unentbehrliche Führer, denen er sich – in mancher Geschichtsperiode – beynahe ausschließlich anvertrauen muß. [...] Ueber die wichtigsten Weltbegebenheiten, die auf dem großen politischen Schauplatz oft wie aus dem Nichts hervorzuspringen scheinen, wird uns in Memoires oft ein überraschender Aufschluß gegeben [...]. Sie geben das Kolorit zu den nackten Umrissen des Geschichtschreibers, und machen seinen Helden wieder zum Menschen, indem sie ihn durch sein Privatleben begleiten, und in seinen Schwachheiten überraschen.<sup>22</sup>

Im Gegensatz zum französischen Vorbild, der zwischen 1785-1790 bzw. 1807 erschienenen *Collection universelle des Mémoires particuliers relatifs à l'histoire de France* wollte sich Schiller nicht auf die Sammlung nationaler biographischer und autobiographischer Denkmäler beschränken. Er beabsichtigte vielmehr – ganz im Sinne einer universalhistorischen Konzeption von Historiographie – Dokumente aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Nationen vorzustellen, und zwar als Zeugen eines einzigen großen weltgeschichtlichen Ganzen:

Dadurch, und daß er [der Herausgeber, J.L.] die einzelnen Memoires mit universalhistorischen Zeitgemälden begleitet, und wo die Memoireschriftsteller ihn verlassen, die leere Strecken durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllt, glaubte er diese Sammlung zu einem gewissen historischen Ganzen zu erheben, wodurch sie demjenigen Theile des Pu-

<sup>21</sup> Zu Voraussetzungen und Genese des Projekts vgl.: Gustav Lücking, Schiller als Herausgeber der Memoirensammlung, 2 Bde., Berlin 1901 (Bd. 1) und 1902 (Bd. 2) sowie NA 19, Tl. 1, S. 223-336.

<sup>22</sup> NA 19, Tl. 1, S. 10 u. 11. Zur Relevanz der Memoiren als historiographische Quelle vgl. auch Schillers Projektskizze im Brief an Bertuch vom 5.1.1789: »In dem ungeheuren Schwall von Memoires wissen Sie, sind oft sehr wichtige politische und historische Thatsachen und Aufschlüsse zerstreut.« (NA 25, S. 181).



blikums, dem sie eigentlich gewidmet ist, in einem vorzüglicheren Grade brauchbar werden könnte.<sup>23</sup>

Diese »Brauchbarkeit« verdeutlicht Schiller im Schlussteil der Antrittsvorlesung:

Indem sie den Menschen gewöhnt, sich mit der ganzen Vergangenheit zusammen zu faßen, und mit seinen Schlüssen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: so verbirgt sie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menschen so eng und so drückend umschliessen, so breitet sie optisch täuschend sein kurzes Daseyn in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.<sup>24</sup>

Für Schiller, der in Bezug auf solcherart schriftlich fixiertes Gedenken nicht zwischen Memoiren und autobiographischen Erinnerungen unterscheidet, sind diese Formen des Vergangenheitsbezugs von besonderem Interesse, weil sie ihm Gelegenheit geben, sich einmal mehr zu grundlegenden historiographischen Problemen zu äußern, zum Beispiel zu denen der historischen Wahrheit, der sprachlichen Gestaltung und der Rezeption; relevant in diesem Zusammenhang sind vor allen die »Vorberichte« sowie die »Universalhistorischen Übersichten«. Im Verlauf dieser Überlegungen erhalten die Gattungen Biographie und Autobiographie durch Schiller eine erstaunliche Aufwertung. Mit ihnen reiht er sich ein in eine während der späten 80er und der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts verstärkte einsetzende gattungstheoretische Diskussion, in deren Rahmen, unter anderem im Kontext einer kritischen Auseinandersetzung mit Rousseaus *Confessions*, auch die historiographische Funktion dieses Genres vermehrt und eingehend erörtert wird.<sup>25</sup> Beispielhaft demonstrieren dies die *Briefe von Herrn Herder*, die einer anderen Anthologie biographischer und autobiographischer Schriften, den vom Historiker Johann Georg Müller erstmals 1791 herausgegebenen *Bekanntnisse(n) merkwürdiger Männer von sich selbst* als Einleitung vorangestellt sind.<sup>26</sup> Auch Herder versteht Memoiren und andere autobiographische Zeugnisse als »vortrefflichen Beitrag zur *Geschichte der Menschheit*«,<sup>27</sup> denn sie sind für ihn nicht nur »wahre Ver-

<sup>23</sup> NA 19, Tl. 1, S. 9. Im Brief an Körner vom 15.12.1788 bekräftigt Schiller die Konzeption »eines großen fortlaufenden Werks.« (NA 25, S. 162).

<sup>24</sup> NA 17, S. 375.

<sup>25</sup> Vgl. dazu: Jürgen Lehmann, *Bekennen – Erzählen – Berichten. Studien zu Theorie und Geschichte der Autobiographie*, Tübingen 1988, bes. S. 119–137.

<sup>26</sup> *Bekanntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst*. Herausgegeben von Joh. Georg Müller, nebst einigen einleitenden Briefen des seligen Hrn. von Herder, Bd. 1, Winterthur 1806.

<sup>27</sup> Ebd., S. XXXI.

mächtnisse der Sinnesart denkwürdiger Personen«, sondern »Spiegel der Zeitumstände, in denen sie lebten«. <sup>28</sup> Als solche »Spiegel der Zeitumstände« erscheinen sie vor allem dann, wenn sie die Entwicklung eines Menschen im Kontext des Verhältnisses von Ich und Welt vorstellen; dies deutet voraus auf Goethes im Vorwort zu *Dichtung und Wahrheit* formulierte Forderung an die Gattung, »den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen«. <sup>29</sup> Herder hat diese Problematik nur gestreift, wichtig an diesen Ausführungen ist die Akzentuierung des Entwicklungsaspekts, der hier in zweifacher Weise relevant ist: zum einen in Bezug auf die dargestellten Personen, deren Lebensweg als Entwicklungsgeschichte beschrieben werden soll, was Ende des 18. Jahrhunderts durchaus nicht selbstverständlich ist, und zum anderen in Bezug auf die »Geschichte der Menschheit«, die ebenfalls als Progression erscheinen soll, als »ein Hinterlassen eines Erbtheils«, als Akt der Tradierung, in dessen Rahmen vergangenes Geschehen als Zusammenhängendes und Zusammengehöriges vorgestellt werden soll. In diesem Zusammenhang verweist Herder auf den notwendig erzählenden Duktus lebensgeschichtlicher Darstellungen, durch welchen allein der Zusammenhang der historischen Handlungen und Ereignissen manifest gemacht werden kann.

Während Herder und Schiller in Bezug auf die Deutung von Geschichte durchaus unterschiedliche Positionen vertreten, zeigen sich in Bezug auf die Darstellung, also das historische Erzählen, durchaus Gemeinsamkeiten. Was Herder hierzu in seinen »Briefen« andeutet, erfährt durch Schiller eine Weiterentwicklung und ästhetische Legitimierung. Biographische und autobiographische Texte sind für den Historiker Schiller in dreierlei Hinsicht bedeutsam: weil sie Garanten der Wahrheit sind, weil sie – im Gegensatz zu anderen schriftlichen Quellen wie zum Beispiel Chroniken – Vergangenes im *Erzählen* synthetisieren und weil sie eine intensive Rezeption befördern. Garanten der historischen Wahrheit sind sie durch die Augenzeugenschaft bzw. Zeitgenossenschaft ihrer Autoren, die es letzteren erlaubt, historisches Geschehen detailliert, konkret, anschaulich, mit »eine(r) angenehme(n) Mannichfaltigkeit« zu schildern:

Daß es ein Augenzeuge – ein Zeitgenosse wenigstens – ist, welcher sie niederschrieb, daß sie sich auf eine einzige Hauptbegebenheit oder auf eine einzige Hauptperson einschränken, und nie den Lebensraum Eines Menschen überschreiten, daß sie ihrem Gegenstand durch die kleinsten Nüancen folgen, Begebenheiten in ihren geringfügigsten Umständen,

<sup>28</sup> Ebd.

<sup>29</sup> Goethes Werke, hrsg. im Auftr. der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar 1887-1919, 1. Abt., Bd. 26, S.7.

und Charaktere in ihren verborgensten Zügen entwickeln, gibt ihnen eine Mine von Wahrheit, einen Ton von Ueberzeugung, eine Lebendigkeit der Schilderung, die kein Geschichtsschreiber, der Revolutionen im Großen mahlt, und entfernte Zeiträume aneinander kettet, seinem Werke mittheilen kann.<sup>30</sup>

Interessant sind Memoiren für Schiller also nicht nur als historisch wahre Quellen, als Stoff, sondern als sprachliche Darstellungsform, interessant deshalb, weil sie – zwischen Roman und pragmatischer Historiographie stehend<sup>31</sup> – Vergangenes *erzählen*, es also zumindest ansatzweise künstlerisch gestalten, es dabei anschaulich machen und so einer produktiven Rezeption ermöglichen. Wie wichtig Schiller dieser Aspekt ist, zeigt sich daran, dass er das synthetisierende Erzählen zu den drei konstitutiven Merkmalen der Gattung Memoiren rechnet. Memoiren sind für ihn besonders wertvoll, wenn sie sprachkünstlerische Konstruktionen sind; ist dies nicht der Fall, sollen die betreffenden Texte mit Hilfe von Umarbeitungen durch Übersetzer und Herausgeber optimiert werden; das bezeugen seine Ausführungen im »Vorbericht« zu den *Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully*.<sup>32</sup>

Darüber hinaus ist für den Wirkungsästhetiker Schiller einmal mehr relevant, dass eine solche, am Beispiel biographischer und autobiographischer Texte demonstrierte Ästhetisierung der Historiographie die produktive Rezeption befördert. Schiller hat diesen Aspekt bei der Projektierung der Memoirensammlung besonders berücksichtigt; das belegen die im erwähnten Brief an Körner (12.3.1789) skizzierten Bearbeitungsprinzipien. Darin fordert Schiller unter anderem von den Übersetzern fremdsprachiger Memoiren ein einbürgerndes, dem Verständnis des Lesers ›nachhelfendes‹, durch einen ›gefälligen Stil‹ ausgezeichnetes Übersetzen, wobei dieses

<sup>30</sup> NA 19, Tl. 1, S. 10. Zu Schillers Definition der Memoiren vgl. den Brief an Körner vom 12.3.1789: »Ueber den Begriff: was ich für Memoires gelten laße müssen wir uns aber auch noch verständigen. In diesen Begriff gehört *erstlich* dass der Schriftsteller *gesehen* haben muß, wovon er schreibt. *Zweytens* er beschreibt entweder eine einzelne merkwürdige Begebenheit an der mehrere Personen theil namen, oder er schreibt das Leben einer einzelnen merkwürdigen Person, die viele Begebenheiten erlebte, also weder *Chronik* noch *Geschichte Drittns* er liefert partikuläre Aufschlüsse zu bekannten Begebenheiten.« (NA 25, S. 228).

<sup>31</sup> »Zu einer Zeit, wo der Geschmack an historischen Schriften, durch einige Meisterstücke in dieser Gattung erweckt, sich unter dem lesenden Publikum immer allgemeiner verbreitet, und das zahllose Heer von Romanen und romanisirten Geschichten, welche lange Zeit fast allein im Besitz waren, die Wißbegierde zu beschäftigen, allgemach zu verdrängen scheint, glaubte der Herausgeber, einem Werke, welches zwischen beyden gleichsam in der Mitte steht, und die gefälligen Eigenschaften der Einen mit den gründlichen Vortheilen der andern verbindet, eine nicht ungunstige Aufnahme versprechen zu können.« (NA 19, Tl. 1, S. 10).

<sup>32</sup> Ebd., S. 66.

»Nachhelfen« auch mit Hilfe von »historischkritischen« Anmerkungen geschehen kann. Darüber hinaus betont er einmal mehr den erzieherischen Aspekt; der Bearbeiter bzw. Übersetzer habe »alles heraus zu werfen, was in der Geschichte nichts aufklärt«. <sup>33</sup>

Schillers Beschäftigung mit der Memoirenliteratur ist also nicht zufällig, sondern wesentlicher Bestandteil einer intensiven Reflexion über den auch die Historiographie betreffenden notwendigen Zusammenhang von »innerer Wahrheit« und ästhetischer Gestaltung, einer Reflexion, welche die in den frühen 90er Jahren entstandenen großen historischen Schriften maßgeblich geprägt haben. Für Schiller ergibt sich diese Affinität zum Künstlerischen vornehmlich aus der selbstgewählten Aufgabe des Universalhistorikers, Geschichte als kohärentes Ganzes darzustellen, und zwar orientiert an der Zusammenhänge begründenden »inneren Wahrheit.« Diese verleiht bereits dem Denken des Universalhistorikers eine ästhetische Note, denn dieser schreitet »durch immer neue und immer schönere Gedanken-Formen [...] zu höherer Vortrefflichkeit fort«. <sup>34</sup> Vor allem aber bestimmt diese Tendenz zum Ästhetischen die *darstellende* Konstruktion von Geschichte, eine Problematik, die Schiller bereits zu Beginn seiner historischen Phase in einem Brief an Caroline von Beulwitz vom 10. Dezember 1788 mit folgenden Worten umrissen hat:

Was Sie von der *Geschichte* sagen ist gewiß ganz richtig, und der Vorzug der *Wahrheit*, den die Geschichte vor dem Roman voraushat, könnte sie schon allein über ihn erheben. Es fragt sich nur ob die *innre Wahrheit*, die ich die philosophische und Kunstwahrheit nennen will, und welche in ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer anderen poetischen Darstellung herrschen *muß*, nicht eben soviel Werth hat als die historische [...]. Die innre Uebereinstimmung die Wahrheit wird gefühlt und eingestanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen seyn muß. Der Nutzen ist unverkennbar. Man lernt auf diesem Weg den *Menschen* und nicht *den* Menschen kennen, die Gattung und nicht das sich so leicht verlierende Individuum. In diesem großen Felde ist der Dichter Herr und Meister; aber gerade der Geschichtschreiber ist oft in den Fall gesetzt diese wichtigere Art von Wahrheit seiner historischen Richtigkeit nachzusetzen, oder mit einer gewissen Unbehilflichkeit anzupacken. [...] <sup>35</sup>

<sup>33</sup> NA 25, S. 227 u. 228.

<sup>34</sup> NA 17, S. 362.

<sup>35</sup> NA 25, S. 154.

Die vor allem in der Antrittsvorlesung vertretene Auffassung, dass der Universalhistoriker, der ›philosophische Kopf‹, ein selbstmächtig handelndes, freies Subjekt sein soll, wird hier dahingehend modifiziert, dass er diese Eigenschaften nur in Orientierung am künstlerischen, am ästhetischen Handeln erlangen kann, in dessen Rahmen die in der Antrittsvorlesung entworfene gedankliche Konstruktion einer universalen Geschichte ihre Objektivierung in Gestalt eines historiographischen Textes erfährt. Darüber hinaus ist eine solche Orientierung die Voraussetzung dafür, dass Geschichte nur so als Universalgeschichte darstellbar ist, als ein Ganzes, in dem das historische Individuum zugleich als Repräsentant der Gattung Mensch erscheint.

Was Schiller in der Vorlesung und im zitierten Brief andeutet, wird in den historiographischen Schriften bestimmend: die Verbindung von historischer Wahrheit und ästhetischer Praxis. Orientiert auch an den von ihm edierten Memoiren, deren Autoren auf ästhetisches Verfahren häufig nicht verzichten können, wird Schiller zum historischen Erzähler, der – auch wenn er keinen Roman schreiben will – auf die diesen gestaltenden Kunstmittel nicht verzichten kann. Geradezu programmatisch kündigt er dies in der Vorrede zur *Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande* an:

Meine Absicht bei diesem Versuche ist mehr als erreicht, wenn er *einen* Theil des lesenden Publikums von der Möglichkeit überführt, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben seyn kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu seyn, und wenn er einem andern das Geständniß abgewinnt, daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwa borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden.<sup>36</sup>

Nicht nur in dieser, sondern auch in den anderen großen historiographischen Arbeiten hat Schiller diese Intention realisiert. Die immerhin über hundertsechzig Seiten umfassenden Einleitungen in die *Sammlung historischer Memoires* und die *Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs* zeigen ihn als *erzählenden* Historiographen, dessen Texte – zumindest in Teilen – zu den Glanzpunkten deutschsprachiger wissenschaftlicher Prosa zu rechnen sind, Texte, deren historischer *und* künstlerischer Wert – einmal abgesehen von Kennern wie zum Beispiel Golo Mann – erst in jüngster Zeit angemessen gewürdigt worden ist.<sup>37</sup> Im Rahmen dieser erzählenden

<sup>36</sup> NA 17, S. 9.

<sup>37</sup> Z.B. von: Werner Frick, Der ›Maler der Menschheit‹. Philosophische und poetische Konstruktionen der Gattungsgeschichte bei Schiller, in: Dann 1995 (Anm. 3), S. 77-107. Vgl. auch den in Anm. 15 erwähnten Beitrag von Peter-André Alt.

Historiographie erfährt die Kohärenz des geschichtlichen Entwurfs so eine weitere und zwar sprachliche Fundierung: nicht allein das teleologische Prinzip ist dafür verantwortlich, sondern die Gestaltung der Geschichte im Rahmen des Erzählens. Mit anderen Worten: Daten, Fakten, Ereignisse, Handlungen der Vergangenheit werden in die *narrative* Ordnung einer Geschichte gebracht. Der universalhistorische Entwurf wird zum sprachlichen »Gemälde«, und zwar durch eine kunstvolle intertextuell strukturierte Porträtierung geschichtlich handelnder Personen,<sup>38</sup> bei der Schiller umfassend und kenntnisreich die Gattungen Biographie und Autobiographie berücksichtigt, weiterhin durch die häufige Verwendung von Theater- und Textmetaphern, durch Verfahren wie Kontrastierung, durch kunstvolle, hypotaktisch strukturierte Satzperioden und anderem. Schiller lässt nicht die Geschichte sprechen, sondern demonstriert immer wieder, dass er sie *erzählerisch* beherrscht, in der narrativen Verknüpfung der Begebenheiten ebenso wie in Rückwendungen und Vorausdeutungen, in den ungewöhnlich umfassenden und eindeutigen Wertungen und Parteinahmen und schließlich in den differenzierten, psychologisch argumentierenden Charakterisierungen, gipfelnd im 3. Buch der *Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs*, das Schiller selbst in die Nähe des Epos gerückt hat. In dieser Eigenschaft als kunstvolles Gebilde wird der historiographische Text zum sprachkünstlerischen Denkmal, das in Schillers Verständnis zugleich sprachliche Handlung, Organon des Gedenkens *und* des Tradierens ist. In der Einleitung zur *Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande* charakterisiert Schiller seine historiographische Arbeit als geprägt von der Intention ein »schöne[s] Denkmal *bürgerlicher Stärke* vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken«.<sup>39</sup> Neben der »Schönheit« des Denkmals spielt dabei auch dessen Funktion eine wichtige Rolle, soll der historiographische Text doch nicht nur die Vollkommenheit des Gegenstandes, also der Geschichte, darstellen, sondern als »schönes« Denkmal zur Bildung, zur fortschreitenden Selbstbestimmung und damit zur Vollkommenheit des Menschen beitragen. Noch stärker wird dieser Aspekt der ästhetischen Erziehung die Gesamtanlage der *Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs* prägen, erkennbar bereits an der umfänglichen, ganz auf die Voraussetzungen und Bedürfnisse der Rezipienten ausgerichteten Einleitung. Damit kommt wiederum die erwähnte rezeptionsästhetische Komponente in den Blick, und zwar in

<sup>38</sup> Das hat eingehend herausgearbeitet: Ernst Osterkamp, Die Seele des historischen Subjekts. Historische Portraitkunst in Friedrich Schillers *Geschichte des Abfalls der Niederlande von der Spanischen Regierung*, in: Dann 1995 (Anm. 3), S. 157-178.

<sup>39</sup> NA 17, S. 10.

zweifacher Hinsicht. Das ist zum einen die unterhaltende Wirkung, denn Schiller will, wie er in dem anfangs erwähnten Brief vom 7. Januar 1788 an Körner schreibt, die ›Geschichte genießbar machen,‹ die ›trockene Wissenschaft in eine reizende verwandeln.‹<sup>40</sup> Die Lektüre historiographischer Texte soll zum anderen freilich nicht nur eine genießend rezeptive Haltung bewirken, sondern sie soll den Leser fordern, ihn geistig stimulieren: »Auch der Geschichtsschreiber [...] muß die produktive Einbildungskraft des Lesers ins Spiel zu setzen wissen, und bei der strengsten Wahrheit ihr den Genuß einer ganz freyen Dichtung verschaffen.«<sup>41</sup> Die Vergegenwärtigung von Vergangenen wird damit zu einem gemeinsamen Handeln von Historiograph und seinem Leser erklärt. Das Gedenken erscheint als kollektiver schöpferischer Akt und damit als Akt der Freiheit, als Akt der Emanzipation, von den zu erinnernden Gegenständen ebenso wie von bestimmten, begrenzenden, isolierten Zwecken und Zielen.

Die Geschichte gibt also nicht ewig geltende Handlungsmaximen vor, die unbefragt realisiert werden sollen, sie ist nicht mehr Lehrmeisterin, der alte Grundsatz der *historia magistra vitae* gilt nicht mehr. Im Gegensatz zu letzterem Prinzip ist der gedenkende Bezug auf die Vergangenheit intellektuelle und schöpferische Auseinandersetzung, die den Geschichtsforscher mit seinem Hörer bzw. Leser verbindet. Erst solcherart historiographisches Denken und Handeln ermöglicht die in der Jenaer Antrittsvorlesung geforderte Verschränkung von Vergangenheit und Zukunft. Das wahrhaft universalhistorische, Zusammenhänge sehende und gestaltende Erforschen der Geschichte – so Schiller dort – vermeidet die unreflektierte, automatisierte Inanspruchnahme des Vergangenen, führt zur Erkenntnis von dessen hohem Wert für die Gegenwart und vermittelt dem Historiker das Bewusstsein, Schuldner des Vergangenen zu sein. Das Abtragen dieser Schuld geschieht durch ein Tradieren, das Gedenken wird zur für den Historiographen *und* seinen Leser verpflichtenden Aufgabe, das aus der Vergangenheit Erhaltene zu bewahren, es zu vermehren und an zukünftige Geschlechter weiterzugeben. Erst im Rahmen einer solchen Produktion und Rezeption verschränkenden Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung wird schließlich *das* erreichbar sein, was Schiller in seiner Antrittsvorlesung als höchstes Ziel seiner Forschung und Lehre verbindenden Tätigkeit als Universitätslehrer formuliert: die Bildung des Menschen zu einem freien, selbstbestimmt denkenden, geschichtsbewusst und moralisch handelnden Individuum. Erst bzw. nur in Orientierung an solch einer Auffassung kann eine Gedächtniskultur entstehen, die diesen Namen verdient.

<sup>40</sup> Vgl. Anm. 10.

<sup>41</sup> NA 28, S. 8.



Schillers hier skizzierte Gedanken zu Geschichtswissenschaft und Historiographie geraten spätestens nach 1793 in den Hintergrund, werden revidiert bzw. ganz aufgegeben. Gründe dafür gibt es viele: Krankheit, Probleme mit den zu bewältigenden Stoffmassen, daraus resultierende Ermüdung, zunehmendes Desinteresse und die bereits jetzt deutlich werdende, gegenüber Körner explizit formulierte Sehnsucht, nicht mehr historisch oder philosophisch, sondern dichterisch tätig zu sein: »Gegenwärtig fehlt es mir sehr an einer angenehmen und befriedigenden Geistesarbeit; die *Memoires*, die *Collegien*, die *Beiträge zur Thalia* nehmen meine Ganze Zeit und mein Kopf ist überladen, ohne Genuß dabey zu haben. [...] Es wird mir eben nicht eher wohl werden, biss ich wieder Verse machen kann.«<sup>42</sup> Eine wichtige Rolle spielen die von Schiller negativ beurteilten Folgen der französischen Revolution, die das in der Antrittsvorlesung programmatisch formulierte und in den historiographischen Schriften realisierte aufklärerisch-optimistische Konzept einer zur Vollkommenheit erziehenden Geschichtswissenschaft geradezu dementiert hatten. All das führt zu einer zunehmend skeptischen Beurteilung einer Fortschritt und Vervollkommnung betonenden aufklärerischen Geschichtsauffassung und zu einer pessimistischeren Einschätzung der Gegenwart. Schiller gelangt zu der Erkenntnis, dass die Versöhnung von Willkür und Geist, Trieb und Vernunft, die damit verbundene Vision einer freien selbstbestimmten Existenz der Menschen wohl eher allein im Rahmen künstlerischen Handelns, in dichterischer Form, angestrebt bzw. demonstriert werden kann. Der Bezug zur Geschichte bzw. zu historischen Stoffen und Gegenständen bleibt dabei gleichwohl ungemein wichtig, ist es doch gerade dieser Bezug, welcher der Dichtung ihre notwendige Verankerung in der Wirklichkeit garantiert. »Ich werde es mir gesagt seyn laßen, keine andre als historische Stoffe zu wählen, frey erfundene würden meine Klippe seyn« heißt es in einem Brief an Goethe vom 5. Januar 1798.<sup>43</sup>

Diese und andere Reflexionen über das Verhältnis von historischem Stoff und dessen darstellender Behandlung demonstrieren die Bedeutung von Schillers historischen Studien für das Gesamtwerk. Diese Studien erweisen sich als notwendige Phase in Schillers dichterischer Entwicklung vom rein idealistischen zu einem Empirie und Entwurf, historische Fakten und poetische Einbildungskraft vermittelnden Dichter. Mit anderen Worten, ohne seine historische Phase, ohne die universalhistorischen Studien, ohne die genannten historiographischen Arbeiten, ohne die Editionen ist der Dichter der *Maria Stuart*, des *Wallenstein*, der *Jungfrau von Orleans*,

<sup>42</sup> NA 26, S. 12.

<sup>43</sup> NA 29, S. 183.

des *Wilhelm Tell* und des *Demetrius*, ist also der reife, der späte Schiller nicht denkbar. Die Arbeit an der Geschichte begründet, wenn auch nicht allein, Schillers unter anderem im Briefwechsel mit Goethe mehrfach geäußerte Auffassung, dass der poetische Gehalt eines Werkes aus den Tiefen eines konkreten Gegenstandes geschöpft werden muss (Brief von 14.9.1797).<sup>44</sup> »Diese Materie communiciert mit dem Innersten der Kunst,...«<sup>45</sup> heißt es in einem weiteren Brief an Goethe vom 15. 9. 97; es ist freilich eine Kommunikation, die dem Dichter, konkret dem Autor historischer Dramen, in solcherart Begegnung mit der Geschichte alles abverlangt, ihn erneut dazu bringt, die Geschichte zu beherrschen, ihn nun aber zum »poetischen Kampf mit dem historischen Stoff zwingt«, wie Schiller anlässlich der schwierigen Arbeit an der *Maria Stuart* am 19. Juli 1799 an Goethe schreibt.<sup>46</sup> Die Ergebnisse dieses »poetischen Kampfes« mit der Geschichte, insbesondere die späteren historischen Dramen, haben den Historiker Schiller in der Wahrnehmung der nachfolgenden Generationen in den Hintergrund gedrängt – sicher zu unrecht. Denn gerade auch der historische Schiller ebnet uns den Weg zum ganzen Schiller, der eben zugleich Historiker, Dichter, Philosoph und letztlich auch ein Universitätslehrer ist. Sie bringen uns einen Universitätslehrer nahe, der in seiner Jenaer Antrittsvorlesung zur Universalgeschichte etwas betont hat, das gerade heute, im gegenwärtigen Universitätsbetrieb, verlorenzugehen droht, nämlich das von intellektueller Neugierde, vom Suchen nach großen Zusammenhängen bestimmte, nicht zweckgebundene, nicht auf rein materiellen Gewinn und Beruf ausgerichtete Lehren, Lernen und Forschen. Gerade Schillers am Anfang und am Schluss der Vorlesung, letztere gleichsam rahmende Unterscheidung zwischen »philosophischem Kopf«, also dem Zusammenhänge erkennenden und vermittelnden, selbstbestimmt forschenden und lehrenden Gelehrten und dem nur das Einzelne, Begrenzte sehenden, berufsorientierten »Brotgelehrten« ist des Gedenkens im Sinne eines NachDenkens wert.

Wie hatte Goethe am Schluss seines Schiller-Epilogs formuliert?

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren –  
 [...] von uns sich weggekehrt!  
 Wir haben alle segensreich erfahren,  
 die Welt verdank ihm, was er sie gelehrt;<sup>47</sup>

<sup>44</sup> Ebd., S. 131.

<sup>45</sup> Ebd., S. 132.

<sup>46</sup> NA 30, S. 73

<sup>47</sup> Goethes Werke (Anm. 1), S. 259.

Es wäre für die deutsche Universität der Gegenwart nicht das Schlechteste, wenn uns – neben dem Dichter – auch der andere Schiller bliebe, der das selbstbestimmte, das unabhängige Denken, Forschen und Lehren propagierende Universalhistoriker Friedrich Schiller und zwar nicht nur als Gegenstand des Erinnerns, sondern auch als ein Nach-Denken provozierender Anreger und Begleiter gegenwärtigen und zukünftigen Handelns.